J. E. Poritzky.

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen —

Eine psychologische Studie.

Berlin NW. 6.
Verlag von Carl Duncker.
1896.

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen —

Eine psychologische Studie

von

J. E. Poritzky.

Berlin NW. 6.
Verlag von Carl Duncker.
1896.

Wie sollen wir

Heinrich Heine

verstehen —

„Aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen.“

Heine, Memoiren.

Vorwort.

Ein flüchtiger Blick über die anschließende Bibliographie wird lehren, daß neun Zehntel der bisher über Heine vorhandenen Literatur, belletristischer, persönlicher oder biographischer, weniger kritischer, noch weniger ästhetischer, und am wenigsten psychologischer Art ist; es wird ein ganzer Wust von flüchtigen Begebenheiten, nullwerthigen Begegnissen, Alltags- und Krähwinkelsgeschichten vor uns ausgebreitet, daraus sollen wir dann den Dichter verstehen und kennen lernen. Hoffentlich wird es gar nicht lange mehr dauern, bis wir auch die quittirten Fakturen Heines zu Gesichte bekommen werden, wie das neuerdings immer noch bei Goethe und Schiller geschieht. Man will

die Ehrlichkeit und den Werth eines Dichters aus bezahlten Schneider- und Weinrechnungen beweisen.

Aus diesen Gründen rechtfertigt sich vorliegende Arbeit von selbst; sie soll mit dazu beitragen das Verständniß für Heine zu heben und zu klären; sie soll dem künftigen Literarhistoriker den Weg andeuten, aus welchen Gesichtspunkten der unsterbliche Dichter der Menschheit näher gerückt werden kann. Ein Problem wird ihm zwar immer noch übrig bleiben, das er nie wird definiren können, und das ist der unbestimmte, ewige, ästhetische Punkt in der Dichterseele, der nie aufgelöst sein will. Denn könnten wir diesen Punkt analysiren, so würden wir, ebenso wie Goethes Wagner nach chemischen Gesetzen einen Menschen braut, bald das Lehrbuch besitzen, „woraus Jedermann leicht lernen kann, wie man schöne Gedichte und Sangesweisen machet und formet.“

J. E. P.

Die Laune eines jeden Menschen ist ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenständen eine Farbe annimmt; sie wird also auf der Oberfläche eine Verschiedenheit zeigen, obwohl sie doch im Grunde einerlei ist.

Dies ist die Ursache, weßwegen launische Schriften, vielleicht unter allen, am schwersten zu beurtheilen sind. Humor ist überhaupt thörichte Weisheit, und was uns Anderen oft als der größte Fehler erscheint, das ist vielleicht in Rücksicht auf die Lage des Verfassers zweckmäßig und bei ihm die größte Schönheit. Ein jeder Humorist setzt bei dem Leser gewisse Stunden voraus, in

welchen er gelesen werden muß, um zu gefallen. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satiriker die Laster der Menschen. Der Humorist wählt den Mittelweg; er zeigt das Herz wie es ist, mit seinen Vorzügen und Nachtheilen. Wir verlachen einen Don Quixote, ohne zu fühlen, daß wir über uns selber lachen, denn die Beziehungen, die die Satire auf uns haben kann, vergessen wir; wir vergessen, daß der Satiriker ein Pulcinell ist, der in die Versammlung der Narren und Thoren hüpft, mitten unter sie peitscht, und lacht, wenn einer schreit, der sich getroffen fühlt. Solch ein Pulcinell aber ist Heinrich Heine.

Es wäre für den Literaturhistoriker eine interessante, aber auch ungeheuer große, psychologische Aufgabe, nachzuforschen, wieviel Gedanken und Wort-Eigenthümlichkeiten unsere moderne Literatur, und sogar die Literatur der letzten Tage von Heine gestohlen hat, ja wie tief sie noch in den Fußtapfen dieses klassischen Spötters steckt.

Ein hervorragendes Beispiel von einschneidendster Wichtigkeit ist, daß zu den Bildnern und Erziehern des feinstempfindenden Menschen unserer Zeit, Friedrich Nietzsche's, vor allen Dingen Heinrich Heine gehört hat.

Schon diese Thatsache müßte jene neidische These, die fruchtlos am tiefwurzelnden Ruhme nagt, zerstören, daß Heine ein leichtsinniger, oberflächlicher Mensch gewesen sei. Wenn Heine oberflächlich war, dann ist es Nietzsche gewiß; aber die eine und andere Behauptung ist ebenso lächerlich wie — antisemitisch.

Das Buch ist aber leider immer noch nicht geschrieben, welches das Wesen des magischfesselnden Reizes, den Heine auf uns ausübt, uns näher bringt. Trotz Strodtmann und Brandes, Proelß, Böelsche und Elster, sind wir ebenso klug wie zuvor, und wir stehen immer noch vor dem sechsten Buche Mosis mit den sieben Siegeln. Und das mag daran liegen:

Man hat bisher immer nur das Alltags-

leben der Dichter und Helden, die dem Verständnisse des Lesers näher gerückt werden sollten, als das Individuelle hervorgehoben. Bei keinem Dichter führt diese Logik aber mehr zu verrückten, monströsen Wunderlichkeiten, als bei Heine. — Wenn Heine heute Nacht mit der Karline poussirte und morgen Nacht mit der Anne-Marie, und wenn er nachher freimüthig genug war, diese tollen Nächte offen zu schildern, so war er eben frivol (Sittlichkeitspolizeilogik!). Weil er kein Bier trank, war er ein Philister (Studentenlogik); wenn ihm ein Rumsteak besser zusagte, als Philosophie und Afterdichtelei, so war er ein flacher Mensch (Professorenlogik). Heine war blond, also war er sanguinisch und fröhlich (lt. der charakterologischen Temperamentenlehre der alten Griechen); er hatte blaue Augen und eine etwas gekrümmte Nase — in Folge dessen war er sehr schlau, was ein wirklicher Dichter nicht ist (siehe Lucretius Carus, 75 v. Chr.); er schlürfte gern Austern und liebte es,

guten Champagner dazu zu trinken — ergo hatte er Gefühl (moderne Theorie!).

Ach, man kennt zur Genüge diese abgeschmackte, sinnlose Persönlichkeitspsychologie; man kennt die übertriebene Kritik König's und das nach Sauerkraut duftende Urtheil Julian Schmidt's und man weiß, wie wenig der selige Treitschke in das Tiefinnerste dieses Genies eingedrungen ist. Aber wenn J. Schmidt wüthend und einseitig über Heine loszieht, so war der große Treitschke wenigstens ehrlich genug, in seinem Colleg zu gestehen, „sobald ich auf Juden und Engländer zu sprechen komme, kann ich nicht unparteiisch sein."

Heine's Bedeutung ist immer noch schwer abzuschätzen. Das Urtheil über ihn ist durch blinden Haß und durch die kritiklose Gunst der Parteien elend verzerrt. Nun freilich, wenn man ein so eigenthümlich berauschendes Talent wie Heine, nach der Schablone „sittlich, religiös und brünstig" abmißt, so muß man selbstverständlich eine Grimasse von Heine erhalten, eine schmutzige Fratze — aber

niemals Heine. Wer aber eine Individualität von eigenartig tiefer Schöne und seltsamem, stets frischem Reize erblicken will, der darf nie vom Persönlichen auf das Allgemeine schließen, sondern vom Allgemeinen auf das Persönliche. Das Persönliche ist niemals das Eigenartige, Individuelle.

Worin aber sonst, wenn nicht im Persönlichen, wurzelt die Individualität des Einzelnen?

Sie ist nicht festzustellen und klar zu definiren, denn die Individualität ist ein relativer Begriff. Nur innerhalb der Gesellschaft kann sie sich entwickeln und der Mensch nur aus ihr heraus begriffen werden, weil sie von Gegensätzen abhängig ist. Der Gegensatz reizt unsere Empfindung; ebenso wie das eigentliche Wesen der Liebe darin besteht, daß das, was sich unterscheidet, anzieht, ebenso liegt im Gegensatze die geheime, gegenseitige Anziehungskraft der Menschen. Die Entwicklung der Individualität erfolgt also durch Berührung der gleichangelegten mit den entgegengesetzten Naturen.

Ich kann an dieser Stelle keine psychologischen Studien über sämmtliche Werke Heine's schreiben, aber es war hier erforderlich das Wesen der Individualität überhaupt festzustellen. Nachdem wir nun dieses Wesen erkannten, haben wir gesehen, daß eine psychologische Erklärung des widerspruchsvollen Gemisches in Heine, wenn wir den Kontrasten, die sein Leben darbietet, in jeder Weise gerecht werden wollen, nur möglich ist, wenn wir uns das Bild seiner poetischen Existenz aus den gegebenen historischen Thatsachen und Bedingungen zusammenstellen. Wir wollen uns eben aus diesen historischen Bedingungen erklären, wieso in Heine neben der zartesten Innigkeit des Gefühls — cynische Frivolität, neben glühender Leidenschaft und mächtiger Phantasie — die derbste Gemeinheit, neben zündendem Witz und unerschöpflichem Humor — der tragischste Schmerz und ätzende Bitterkeit, neben der erhabensten Sehnsucht nach Gott und Ideal — der kälteste Atheismus und herbste Realismus wohnt, welche Eigenschaften

zusammen, seinen Werken eben den Stempel der originellsten Eigenthümlichkeit aufdrücken.

Heine besaß unstreitbar ein äußerst glänzendes, poetisch sehr bedeutendes Talent und viele seiner Lieder sind schimmernde Perlen, die ihm den ersten Platz unter den hervorragendsten Lyrikern verschaffen. Wenn das Volk den Namen eines Dichters vergessen hat, dessen Weisen es singt, so ist das erst ein rechtes Zeichen der Unsterblichkeit dieser Lieder. Dieses wohlverdiente Glück traf die Lieder Heine's, die sich tief in der Volksseele eingewurzelt haben. Es gelang Heine ohne Mühe jene wahre Naivetät und schlichte Herzlichkeit, jenen schalkhaften Tiefsinn und oft auch jene poetische Unschuld des Volkes in vielen seiner Gedichte zum Ausdruck zu bringen. Und diese volksliederartigen Gedichte waren nicht nachempfunden und nachgeahmt, sondern durchaus originell in der Erfindung und Ausführung, in Stoff und in Sprache. Was verbricht es, wenn wir auch wissen, daß die „Loreley" schon vorher in anderen Versionen vor-

handen war und Heine dieselben als Quelle´ benutzte? So dramatisch und einfach hat noch nie ein Dichter gesungen, in so ergreifend schönen Bildern hat nie vorher ein Maler seine Farben aufgebraucht. Hören wir nicht deutlich das heimliche, zauberhafte Murmeln des alten Vater Rhein und wie sich mit jenem Wellensummen die wundersame, gewaltige Melodei vermengt? Hat der Beobachter noch nicht gesehen, daß in den Augen der Dorfmägde wehmüthige Thränen blitzen, wenn sie des Nachts anheben zu singen von der wunderbaren Jungfrau mit dem goldenen Haar, die den liebenden Schiffer in den Abgrund zieht?

Und wenn wir ferner auch wissen, daß jenes sehnsuchtstrunkene Lied vom Fichtenbaum und der Palme talmudischen Ursprungs ist, so kann ihm doch nichts von seiner Herzlichkeit und genialen Kraft genommen werden. Und sollte jenes entzückende Lied „Du bist wie eine Blume“ nur deshalb nicht das herrlichste Lied der Lieder sein, weil es einem polnischen Judenmädchen galt?

„Leise zieht durch mein Gemüth", „Das Meer erglänzte" u. v. a., das sind dennoch Töne und Worte, die nur ihm der höchste Gott geborgt. Die Melodie dieser Lieder ist leidenschaftlich bewegt, lebendig, geeignet, schnell die Seele zu ergreifen.

Wie in einer prosaischen Schilderung wirklicher Vorgänge das größtmögliche Detail den überzeugenden Eindruck des Wirklichen giebt, so ist umgekehrt auf dem Gebiete des Wunderbaren gerade die Andeutung der Täuschung günstig. Darum erreicht ein kurzes Heinesches Gedicht diese Wirkung viel leichter, als seine Prosa. Der Erfolg rührt aber nicht etwa von dem Reime her oder von einzelnen überraschenden originellen Ausdrücken und Wendungen, sondern von dem unvorhergesehenen Schluß, von der schnellen, kurzen, schrillen Charakterisirung, die wir an seinen Gedichten gewohnt sind, die aber in seiner Prosa nicht so leicht, so glücklich getroffen wird, ohne mit starkem Bewußtsein gesucht zu erscheinen. Fast

immer der Schluß eines Gedichtes drückt erst dem Ganzen den genialen Stempel der künstlerischen Eigenart auf, giebt dem Gedichte den hochgradigen Reiz von Schönheit und Originalität und ist die Ursache weßwegen das Ganze auf uns eine so mächtige erschütternde Wirkung ausübt.

Das Aufgehen, das vollständige Sichhingeben an die Poesie und die Natur macht ihn im „Buch der Lieder" zum klassischen, sentimentalen Träumer. Da ist es vorbei mit allem Glück und Frieden. Er kennt kein Glück mehr und fühlt sich nur noch behaglich im Unglück. Aber das besingt er mit so gewaltigschöner Weise, das liebt er mit so unsterblicher Inbrunst, wie kein Dichter zuvor. Da ist keine Berechnung wie in der maskirten Prosa. Seinem Gott, seinem Glauben, seiner Geliebten, sich selber wird er wohl tausend Mal untreu, aber nie der Poesie. Den Schwur, den er ihr geleistet, den hält er bis zum Schwanenlied des „Romanzero" unverbrüchlich. Und da fesselt und ergreift uns wieder und immer wieder das wunder-

bare Verbluten in den Schlußzeilen der Gedichte, das hinsterbende Summen und Singen, mit einem Worte, das Wunderbare ....

Man mag dem Menschen, dem Prosaiker Heine vorwerfen was man will; es mag vielleicht etwas Wahres solchen Vorwürfen innewohnen; aber der Lyriker, der Dichter Heine steht unantastbar und gleichberechtigt neben seinem Lehrer Goethe, und in den Volksliedern entschieden über ihm. Wir können wirklich ein so miserables, einseitiges Buch, wie das von Max Nietzki, der sich jüngst zum Richter über Heine aufgespielt, nicht mehr ernst nehmen. Schon deshalb nicht, weil er unbegründet und mehr persönlicher Neigung, als sachlicher Kritik folgend, Heine jeden Ruhm als Dichter abspricht. Das ist süßlicher Krämergeist. Die Lieder, die so recht aus der Tiefe des Herzens kommen und zu Herzen gehen, die hat nur Heine gesungen. Da wo er seine Lieder voll und sanft ausklingen läßt, zaubert er mit den einfachsten Mitteln die wunderbarsten Töne herauf;

oft aber bricht mitten unter den zartesten Empfindungen sein alles zersetzender Spott immer wieder hervor und vernichtet die Weihe der Stimmung, zerreißt die Einheit der Empfindung, so daß er mit Recht von sich sagt:

Vergiftet sind meine Lieder
Wie könnt es anders sein —

Warum es nicht anders sein kann, wieso in Heine überhaupt ein durchaus negatives Element vorherrscht, diese wichtigste Frage werden wir uns gleich zu beantworten haben.

In Düsseldorf, einer Stadt am blühenden Rheinstrome, als Sohn jüdischer Eltern, wurde Heine 1797 (1799?) geboren, als gerade die Romantik ihre phantastischen Lichtstrahlen überall ausbreitete.

Wenn man nun Heines Eigenart mit all' ihren jähen Kontrasten, grellen Dissonanzen und wundersamen Schönheiten recht verstehen will, will man mit Genuß seinen Geist baden in diesem „Wellenschmerz der Leidenschaft"; wenn man den

ganzen eigenartigen Reiz dieser scheinbar lotterhaft skizzirten, und doch kunstvoll boecklinartigen, farbensatten Bilder auskosten will, so muß man diese drei hauptsächlichsten Thatsachen stets im Auge behalten. Aber nicht nur der Einfluß der lebensfrohen, rheinischen Stadt, der Gemüthlichkeit und Frische ihrer Einwohner, nicht nur der des ceremoniell jüdischen Treibens im Elternhause, nicht der der Romantik allein, ist in Betracht zu ziehen, sondern auch die Dämmerseiten des damaligen Lebens, die düstere Stimmung, die leise, wie ein begleitender Windhauch das ganze Leben Heine's durchzieht. Bei dem „ungezogenen Liebling der Musen" waren es hauptsächlich Jugendeindrücke, die seinem Wesen, das ihm eigene Gepräge des träumend Sinnenden verliehen, das er bis zu seinem Tode bewahrte. Der unheimliche Zug des Schwermüthigen und Traumhaften in seiner Jugendpoesie, der wilde und schauerliche Humor seiner ersten Lieder, die wollüstige Grausamkeit in den „Jungen Leiden", findet

seine Erklärung in jenen Jugendeindrücken, unter denen folgende Einflüsse obenanstehen.

1. Die sagenumwobene Stadt Düsseldorf, mit ihren lachenden Ufern.

„O, das ist ein schönes Land voll Lieblichkeit und Sonnenschein. Im blauen Strome spiegeln sich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und alterthümlichen Städten.“ „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird Einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen.“ — Die Pracht der katholischen Kirche reizte Heine's Phantasie mächtig an. Die humorvollen Scenen des Düsseldorfer Karnevals, die liebenswürdige Heiterkeit rheinischer Sommerfeste, der Jubel der Weinlese, all diese Erinnerungen bewahrte Heine bis in sein spätestes Leben.

2. Das strengorthodoxe, poesiedurchtränkte Leben im Elternhause, in welchem

jüdische Bräuche und Sitten eine Heimstätte fanden. Die Begriffe des Religiösen, von Traditionen geheiligt, übten auf ihn einen großen Einfluß aus. Die Feste und herkömmlichen Ceremonien des elterlichen Hauses wirkten nachhaltig auf seinen historischen Sinn und sein Gemüth. Während der Vater und die Mutter freien Anschauungen huldigten, wurden die Kinder im Banne jener alten Formen und Observanzen auferzogen, von deren geistiger Bedeutung sie keine Ahnung hatten, die sie daher rein äußerlich ausübten. „Es ist gewiß bedeutsam", erzählt Heine in den Memoiren, „daß mir bereits in meinem dreizehnten Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden, und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig nebeneinander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglauben, sondern auch die toleranteste Gleichgiltigkeit entstand". Es ist daher nicht verwunderlich, daß

aus Heinrich Heine nie ein fanatischer Jude geworden und wenn er in den „Gedanken und Einfällen" einmal sagt „Ich liebe die Juden persönlich", so erblicken wir in diesem Wort sonnenklar die ganze Stellung Heine's zum Judenthume. Alle anderen Versuche, Heine zum ganzen Juden, oder zum vollständigen Christen zu stempeln, sind unwerthig und verfehlt.

Es ist thatsächlich interessant zu beobachten, mit welchem Eifer einige „Gebildete" über dieses Thema hin- und herstreiten. Die Juden der frommen Richtung wehren sich mit aller Energie dagegen, Heine als einen der Ihrigen anzuschauen; sie schimpfen ihn einen Christen und damit ist er eben abgethan, und die Christen der frommen Richtung, denen der Name Heine in der Literaturgeschichte und überhaupt überall zuviel ist, schelten ihn einen Juden — und das sagt genug.

Heine selbst giebt über diese Wirthshauspolemik den besten Aufschluß:

„Ich liebe die Juden persönlich" und einige

Zeilen weiter oben lautet eine Stelle: „Der Taufzettel ist das Entrée-Billet zur europäischen Kultur“; das heißt doch wohl nichts Anderes als: „Ich ließ mich taufen, weil ich weder den Juden, noch den Christen angehören wollte, denn ich wollte frei sein; aus Religion habe ich keine andere Religion als die der Liebe, und meine Dreieinigkeit heißt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ Und hat Heine seine Antipathie gegen Secten und Religionsdüftelei nicht deutlich genug in seiner beißend-lakonischen Kritik über den „Nathan“ ausgesprochen?

„Welcher Recht hat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.“

Indeß hat Heine solche bittere Sarkasmen freilich nicht immer ehrlich gemeint. Dafür sprechen allzu lebhaft „Almansor,“ „Donna Clara,“ „Hebräische Melodien“ und manche Stellen über die Juden. Der erwachte Weltschmerzsänger sah

die innerliche Zerrissenheit der Juden; es war natürlich, daß ihre Nothschreie einen mächtigen Widerhall in seinem Herzen weckten und er weihte dem damaligen ungestillten „Judenschmerz,“ dessen Riß durch seine eigene blutende Seele ging, manch innig heiße Liederthräne; seine „hebräischen Melodien“ sind aus dieser Empfindung hervorgegangen. Sie gehören zu dem Reifsten was seine Poesie geschaffen, sie sind ein „düsteres Märtyrerlied,“ das er gesungen, als der Geist der jüdischen Geschichte sich ihm geoffenbart und er einen Blick in die vieltausendjährige Leidensgeschichte seiner Ahnen gethan hat. Mit dem alten Psalmensänger ruft er begeistert aus:

„Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruscholajim.“

Wir wissen auch, wie er die Lichtgestalten eines Jehuda Ha-Levi und Gabirol poetisch verklärt, wie er die Klage um Edom angestimmt, wie er das Lied des Grollers über die Fahnenflüchtigen im „Almansor“ gesungen, wie er die

trostlose Zerrissenheit des modernen jüdischen Lebens in der Ballade „Donna Clara“ und in einigen andern bitterhöhnenden Gedichten beklagt hat. — „Almansor,“ „Donna Clara,“ die „hebräischen Melodien“ beweisen aber immerhin nicht, daß Heine selbst ein Jude war; vielmehr war er nur der Kämpfer für die gute Sache. Wer unterdrückt wurde, für den stritt er und schwang sein Flammenschwert. Er stritt nicht für die Juden, weil er als Jude geboren war, er stritt für Menschen. Und wären es Antipoden oder Kaffern gewesen und nicht Juden, welche ungerechterweise gelitten hätten, so würde Heine auch für sie eine Lanze gebrochen haben. In den letzten Lebensjahren schreibt Heine einmal an Alfred Meißner: „Es ist doch Unrecht, daß wir so spotten. Wenn Israel sich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an seinen Bütteln rächt, — es nimmt zur Entschädigung damit nur den millionsten Theil der Buße, die ihm gebührte! Seltsames Volk, das seit Jahrtausenden immer

geschlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von seinem Gotte vergessen wird und doch so zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O, wenn Märtyrerthum adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, so ist dieses Volk adlig vor vielen andern. Lesen wir doch die Geschichte des Mittelalters, dieser klassischen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Ritterthums; es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandschätzungen und Massacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Christi, den durch ihre Religion gebildeten, immer mehr als unter den rohesten und wildesten Völkern, Polen, Ungarn, Beduinen, Chazygen und Mongolen. O, es ist doch ein schönes Ding um die Religion der Liebe! Wissen Sie wohl, daß in Rom, in der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (von 1464 bis 1688) die Juden am letzten Carnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden be-

kleidet, ein Wettrennen abhalten mußten zur Ergötzung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnißvollen Thieren in Verbindung; es liefen nämlich: 1) die Esel, 2) die Juden, 3) die Büffel, 4) die Berberpferde: man stieg von den niedrigsten und verächtlichsten Thieren zu den edelsten empor . . . Sie hören, mein lieber Meißner, wie ich fast in einem Athemzug die Juden verspotte und bemitleide; sie scheinen mir aber auch in der That ebenso lächerlich als ehrwürdig zu sein. Ich konnte mich ihnen ausschließlich nicht opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rissier und Andere; ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein. Dieses habe ich mit allen Artisten gemein, welche nicht für enthusiastische Momomente schreiben, sondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, sondern für die Welt, nicht für einen Stamm, sondern für die Menschheit. Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte ein Jude

zu sein, aber es wäre ebenso lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer."

Dieses Bekenntniß ist so durchleuchtend und klar, daß wir dem nichts mehr hinzuzufügen haben.

Es ist vielleicht hier auch der Ort, das Verhältniß Heine's zu Gott, in den letzten Lebensjahren, mit ein paar Strichen zu skizziren. Mit dieser vielfach besprochenen und vielfach mißgedeuteten Rückkehr zum persönlichen Gott in der Matratzengruft hat es ebenfalls seine eigene Bewandniß. In den ersten Stadien der lebenzerrüttenden Krankheit nahm Heine den Glauben an einen persönlichen Gott wieder an, wie man etwa einen Gegenstand an sich nimmt, der kein Geld kostet und den man jetzt gern durchs Leben mit forträgt, weil man ihn zu gewissen Zeiten doch brauchen kann, während er in den früheren Jahren des Brausens und Wogens eine völlig überflüssige Bürde ist. „Ich bin nur ein armer Mensch, der obendrein nicht mehr ganz gesund und sogar sehr krank ist. In diesem Zustand ist es eine wahre

Wohlthat für mich, daß es Jemand im Himmel giebt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht. . . ." Aber der Ewige schien seine Qualen um nichts lindern zu wollen und Heine fing an mit Furcht an das Wort Jeremiah's zu denken „Du wirst mich rufen, aber ich werde dich nicht hören"; ja es machte sich sogar ein gewisser Aberglauben bei ihm breit, weil es ihm auf jeden Fall angenehmer schien, nach dem Tode mit dem Himmel ausgesöhnt zu sein. „Es ist besser die Verse brennen, als der Versifex" sagt er mit Aengstlichkeit in der erschütternden Vorrede des „Romancero" und daselbst widerruft er auch bereuend, was er bisher gegen Gott und Menschen ironisirend ausgesprochen, „aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden."

Wollen wir das Urtheil über Heine in diesem

Punkte nun zusammenfassen, so können wir sagen, daß er die Juden nicht liebte mit ganzem Herzen und ganzer Seele, daß ihm das Steinalter des jüdischen Stammes, seine Leidensgeschichte, seine trotzende, zähe Fortdauer aber, wohl imponirte und daß er sich zu Zeiten stolz fühlte, diesem uralten Volke anzugehören, wie er dem auch in seinen „Geständnissen" und Briefen an Moser beredten Ausdruck verleiht.

Warum Heine die Juden nicht lieben konnte, hörten wir von ihm selbst, und daß er trotz der Taufe, über die er sich immer lustig machte, der Christenheit kein Jota mehr angehörte, als früher, wissen wir ebenfalls. Nur der Name „Harry" ward in „Heinrich" umgeändert, Heine selbst aber war und blieb der alte: — kein Jude, kein Christ, sondern ein Kosmopolit.

Den Einflüssen der Stadt Düsseldorf und den des jüdischen Lebens im Elternhause, haben wir anzureihen als

3. Den Einfluß der Bibel.

Es war ein Glück für Heine, daß er, wie seine Brüder, so streng zur Erfüllung der religiösen Ceremonien angehalten wurde; daraus mag vielleicht und sogar wahrscheinlich das Interesse für das Judenthum entsprungen sein und daraus entsproß auch jedenfalls seine Kenntniß der Bibel, die es vor Allem war, welche so mächtig auf seine Prosa einwirkte. So hegte er noch im spätesten Alter für die Bibel in tiefster Brust eine warme Sympathie. Die Vorrede der 2. Auflage zu „Deutschland I" enthält folgende entzückende Stelle: „In der That, weder eine Vision, noch eine seraphitische Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches. — Eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese, ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie

das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest."

Und in dem Buch „über Börne", II. Buch, 29. Juli, heißt es: „Ich habe wieder in dem alten Testament gelesen. Welch' ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturproduct ist, wie ein Baum, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen . . . u. s. w." — Eine andere Stelle lautet: „Ueber diesen Stil läßt sich gar kein Urtheil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüth konstatiren u. s. w." Und wenn Heine gleich darauf sagt: „Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das

ist Shakespeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakespeare'schen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand", — so können wir diesen Maaßstab an Heines eigenen Stil anlegen. Mit viel Glück hat er der Bibel abgelauscht, wie man das Prädicat dem Subject vorsetzt, um einen reinen, dramatischbewegten, klassischen Stil zu gewinnen. Von der Bibel hat er die für ihn charakteristischen Wortwendungen, wie „hielt hoch den güldenen Zaum", „sprangen auf die lieblichen Knospen", „quoll hervor das rothe Blut", „sang fröhlich die Nachtigall" u. s. w. u. s. w.

Sehr viel Wichtiges und für sein Leben Entscheidendes verdankt Heine

4. Der Romantik, nämlich die Lehre von der romantischen Ironie, die aus dem Widerspruch des gemeinen Lebens mit sich selbst hervorgeht. „Die objective Ironie der Romantiker wurde bei ihm zur subjectiven, wie jene mit

der Außenwelt ihr Spiel trieben, so Heine mit dem eigenen Ich, das sich selbst verspottete." Dazu trug sehr viel seine kurze, lächerliche, aber ungemein eindruckreiche kaufmännische Thätigkeit bei; in dem nüchternen, mercantilischen Treiben verschärfte sich der Gegensatz zwischen der erkeimenden Dichterseele und dem aufgedrängten Berufe immer mehr und begründete die Spottsucht und Selbstironie, die eben das einzige Rettungsmittel waren die geistige Freiheit zu bewahren. In diesen Kreisen, denen Idealismus und Schwärmerei etwas Ueberspanntes, Spanisches waren, denen nur das Geld und der Verdienst als Daseinsmächte erschienen, mußte er sich selbst als eine komische Figur vorkommen. Er fühlte tief und lächelte trotzdem über sich, daß er fühlte; der scharfe Witz und das warme Herz standen sich entgegen; er liebte heiß und leidenschaftlich und wußte, daß seine Liebe eine Thorheit war. Diese inneren Antagonismen, die ihn zu einer nervösen Natur machten, fanden den Ausdruck in der Ironie,

die sich gegen das eigene Gefühl wandte. Dieser Zug findet sich nun in allen Schöpfungen Heines wieder. Es ist also diese Selbstverhöhnung nicht eine künstlerisch schön hingelogene Phrase, eine hohle, aufgeblasene Sucht nach Absonderlichkeit, sondern ihr liegt der tiefwurzelndste Trieb nach Wahrheit zu Grunde, wie wir sahen: Der Schmerz über den Widerstreit zwischen dem prosaischen Leben und dem poetischen Ideal. Gerade jener duftige Stimmungshauch, der zuerst über diesen Gedichten liegt, ist in den meisten Fällen durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Dichters, sondern ein romantisches Gefühl, das er ironisch auflösen und zerreißen will, wobei er von einer räthselvollen Grundstimmung ausgeht, „die gleichermaßen jenem krankhaften Stimmungshauch wie der grellen Dissonanz entgegengesetzt ist und dem Quell des Schönen und Guten, der Sehnsucht nach Wahrheit entspringt." Immer geht Heine vom Düstern und Tragischen aus, um es ins Ironische und Humoristische auf-

zulösen. Statt der Grundstimmung eines Versöhnungsakkords klingt dann in vielen Gedichten ein auflachender, koboldartiger Hohn, ein schriller Spott nach, der harmonische Wirkungen nicht aufkommen läßt und die Einheit des Gedankens, die jedes Kunstwerk aufweisen muß, natürlicherweise zerstört. — Als nachhaltigen Einfluß haben wir ferner hervorzuheben:

5. Die damaligen Zeitwirren, die Heine so vorzüglich in seinen „Reisebildern" beschreibt. Düsseldorf, das damals die Hauptstadt des neuen Herzogthums Cleve-Berg präsentirte, war bereits seit September 1795 von französischen Truppen besetzt und der Friede von Lüneville (1801) brachte das ganze linke Rheinufer in die Gewalt der Franzosen. In Heines Familie herrschte die unbedingteste Verehrung Napoleons, weil er den rheinischen Juden zuerst die bürgerliche Gleichstellung verlieh. Trotzdem war Heines Mutter von Bewunderung und noch mehr von brennendem Haß erfüllt gegen den Kaiser, denn

sie war eine wahrhaft glühende, deutsche Patriotin, während sein Vater, „ein Freund des Soldatenspiels", den Kaiser sehr liebenswürdig fand.

6. Die Eltern. Heines Mutter, „die die Hauptrolle in seiner Entwickelungsgeschichte spielt" und der Vater, „der von allen Menschen derjenige war, den er am meisten auf dieser Erde geliebt". In der That war der Einfluß der Mutter auf die geistige Entwicklung des lebhaften jungen Harry ein ungleich bedeutenderer, als der des Vaters. An ihr hing er stets mit der rührendsten Kindesliebe, sie verherrlichte er in ergreifenden Gedichten; ihrer gedenkt er in seinen Schriften stets mit innigster Pietät. Als eine Schülerin Rousseau's hatte seine Mutter, Betty Heine, dessen „Emile" mit Bewunderung in sich aufgenommen, „und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd". Sie machte die Programme aller seiner Studien. „Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen

in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen. Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft." Ihre Vernunft und ihre Empfindung waren die Gesundheit selbst. „Sie hatte, wie ich schon erwähnt, eine Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Theilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie that alles Mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen". Von der Mutter hatte Heine also nicht den Sinn für das Phantastische und die Romantik geerbt.

Was der junge Harry von seinem zärtlichen, ziemlich beschränkten, einsilbigen Vater Simon erbte, läßt sich leicht erkennen, wenn man die ergötzliche, wahrheitsgetreue Schilderung in den „Memoiren" nachliest. „Er war von allen Menschen Derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt."

„Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters; er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüthe war beständig Kirmeß . . ." „Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte." Sein Vater war kein berechnender Kaufmannsgeist, „obgleich er immer rechnete, und der Handel für ihn vielmehr ein Spiel war, wie die Kinder Soldaten oder Kochen spielen." „Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivetät, die bei platten Verstandesvirtuosen sehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgend einen tiefsinnigen Ausspruch das bedeutendste Anschauungsvermögen verrieth!" „Er dachte weniger mit dem Kopfe, als mit dem Herzen und hatte das liebenswürdigste Herz, das man sich denken kann". „Er redete den Dialekt Hannovers . . . . . das war ein großer Vortheil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit

durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird." Es ist bei dieser klaren Schilderung völlig überflüssig, besonders hervorzuheben, was von der Natur des Vaters auf den leichtempfänglichen Sohn überging. Uns ist, als hätte Heine in seinem Vater ein großes Stück seines eigenen Charakters gezeichnet. Die Genußsucht, die Weichlichkeit und Weiblichkeit, die Unbesorgtheit und Naivetät u. s. w., all' das sind charakterologische Merkmale, denen wir bei Heine auf Schritt und Tritt begegnen, und ohne die wir sein Wesen nie erfassen könnten.

Die Periode des phantastischen Träumens beginnt

7. mit dem Einfluß des Oheims Simon van Geldern, „der Sonderling von unscheinbarem, ja sogar närrischem Aeußeren". „Er ging ganz altfränkisch gekleidet, trug kurze Beinkleider, weißseidene Strümpfe, Schnallenschuhe und nach

der alten Mode einen ziemlich langen Zopf ..... War aber das Aeußere des Mannes nicht geeignet, Respekt einzuflößen, so war sein Inneres, sein Herz desto respectabler, und es war das bravste und edelmüthigste Herz, das ich hier auf Erden kennen lernte." „Von rastlosem Fleiße, überließ er sich hier (Düsseldorf) allen seinen gelehrten Liebhabereien und Schnurrpfeifereien, seiner Bibliomanie und besonders seiner Wuth des Schriftstellerns ... Nebenbeigesagt kostete ihn nicht bloß das Schreiben, sondern auch das Denken die größte Anstrengung". „Dieser Oheim war es nun, der auf meine geistige Bildung großen Einfluß geübt und dem ich in solcher Beziehung unendlich viel zu verdanken habe. Wie sehr auch unsere Ansichten verschieden und so kümmerlich auch seine literärischen Bestrebungen waren, so regten sie doch vielleicht in mir die Lust zu schriftlichen Versuchen. Der Ohm schrieb einen alten, steifen Kanzleistyl ...... und konnte sich nicht leicht befreunden mit meiner Ausdrucksweise, die ihm zu leicht, zu spielend, zu irre-

verenziös vorkam. Aber sein Eifer, womit er mir die Hülfsmittel des geistigen Fortschritts zuwies, war für mich von größtem Nutzen". Und mit einem starken Hinweis auf sich, vertheidigt Heine diese Charlatanerie des Onkels, die wohl auch seine eigene Vertheidigung sein soll, in den „Memoiren":

„Und welcher bedeutende Mensch ist nicht ein bischen Charlatan? Die Charlatane der Bescheidenheit sind die Schlimmsten mit ihrem demüthig thuenden Dünkel! Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer charlatanischen Zuthat." „Der Zweck heiligt die Mittel."

„Wie dem auch sei, dieser Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beschäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüth und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, daß mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich

selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen."

„Manche Idiosynkrasie, manche fatalen Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war". Von anderem, nicht minder bedeutendem Einfluß war:

8. Die Lektüre, welche, obgleich planlos, eine sehr merkwürdige und charakteristische gewesen ist. An Stelle der Reiseschilderungen, die die Mutter den Kindern warm empfahl, las Heine den Don Quixote des Cervantes in Tieck'scher Uebersetzung, welches Buch einen mächtigen Eindruck auf ihn ausübte und für seine Richtung, insbesondere für seine Ironie bestimmend wurde, ferner mit Vorliebe des närrischen Swift's „Gullivers Reisen". Der Einwirkungen beider Bücher erinnert er sich später noch öfter mit wehmüthiger

Rührung. In jener hochpoetischen Einleitung, vom Jahre 1837 herrührend, die Heine zur Prachtausgabe des Don Quixote geliefert, nennt er Cervantes den größten Epiker, der je gelebt und seine Leidensgeschichte, den Quixote, den sogar die Spatzen kennen, ein großes, wundersames Buch und „die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung". 1819, als Heine von Hamburg nach Düsseldorf zurückkehrte, um sich dort für den Besuch der Universität vorzubereiten, waren seine Lieblingslectüre die Balladen Uhlands, dessen Einfluß auf unseren Dichter ein unverkennbarer ist. Wir müssen gerade den Einfluß Uhlands so besonders stark hervorheben, weil Heine in seinem Erstlingswerk, dem er ja die eigentliche Popularität und Größe verdankt, viele Gedichte aufgenommen hat, die nur auf starke Einwirkung der Uhlandschen Balladen zurückzuführen sind, und die zu den entzückendsten der Heine'schen Muse überhaupt gehören. Wir erinnern an die Gedichte der „Harzreise", „Die Grenadiere" u. a. m.

9. Die Schule, deren Eindrücke Heine im VII. Kapitel der „Memoiren" so humorvoll schildert: „Aber Madame, die verba irregularia — sie unterscheiden sich von den verbis regularibus dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekömmt — sie sind gar entsetzlich schwer. In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O, Du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es Dir nur irgend möglich ist, so sieh doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopf behalte.

Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel .... Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie,

bis auf diese Stunde, meinen guten Namen kreuzigen ... Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht so gar kinderleicht .... Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven, geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm .... Auch in der Mythologie ging es gut ... Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich."

10. Der Heringsphilosoph und Atheist. Das war ein vertrauter Jugendfreund Heines, ein frühreifer, verschlossener, träumerischer Knabe, der menschenscheue und verbitterte Sohn eines Kornwucherers, dem man in der Schule obige Spottnamen beigelegt hatte. Mit diesem Freunde, eine „Zusammenmischung von Galle, Zerknirschung, Exaltationen und einigen guten Anlagen zu einem Marquis Posa, der sehr befähigt, sprachgewandt und reich an Kenntnissen war, hatte Heine oft

geheime Zusammenkünfte, bei denen sie die Werke Spinozas lasen nnd lange philosophische Dispute führten. „Heine sprach nie gern über den jungen gelbbleichen Menschen, der allen Anderen so unheimlich war.“ Es steht aber fest, daß derselbe auf Heines rationalistische Richtung entschiedenen, vielleicht auch unheilvollen Einfluß hatte.

11. Das rothe Sefchen. „Sie (die Hexe von Goch) hatte nämlich eine Nichte, welche ebenfalls keine 16 Jahre alt war, aber, plötzlich aufgeschossen zu einer hohen, schlanken Gestalt, viel älter zu sein schien. Das plötzliche Wachsthum war auch Schuld, daß sie äußerst mager war.“ „Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein edler geschnittenes Gesicht; die Farbe desselben, wie ihre Haut überhaupt, war von einer etwas wechselnden Weiße. Ihre großen, tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Räthsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen, hochaufgeschürzten Lippen und den kreideweißen, etwas

länglichen Zähnen zu sagen schien: „Du bist zu dumm und wirst vergebens rathen.“ — Ihr Haar war roth, ganz blutroth und hing in langen Locken bis über die Schultern hinab, so daß sie dasselbe unter dem Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als hätte man ihr den Hals abgeschnitten und in rothen Strömen quölle daraus hervor das Blut.“ „Wenn sie sprach, erschrak ich zuweilen und glaubte mich selbst sprechen zu hören und auch ihr Gesang erinnerte mich an Träume, wo ich mich selber mit derselben Art und Weise singen hörte. Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte, so daß meine ersten Gedichte der „Traumbilder“, die ich bald darauf schrieb, ein düsteres und grausames Colorit haben, wie das Verhältniß, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges

Leben und Denken warf.“ „Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurtheile, und in diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb; die Liebe für schöne Frauen, und die Liebe für die französische Revolution, den furor francaise, wovon auch ich ergriffen ward im Kampfe mit den Landsknechten des Mittelalters.“ Das trotzende Aufbäumen gegen die Vorurtheile der Gesellschaft hat Heine auch wirklich bis zu seinem Lebensende beibehalten. Wo sich ihm gerade die Gelegenheit bietet, geht er mit scharfen Worten gegen sie vor, um überlieferte Thorheiten und traditionellen Blödsinn auszurotten. Daß Heine aber auch ein feiner Kenner der Gesellschaft und ihrer sozialen Verhältnisse war, beweist der Wortlaut folgender Stelle: „Ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Noth-

wendigkeit aus seiner inneren Natur und der Natur seiner Umgebung? Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edlen Seele?" — Heine vergleicht die Gesellschaft mit einer Republik. Wenn der Einzelne emporstrebe, dränge ihn die Gesellschaft durch Ridikül und Verlästerung zurück. Keiner solle tugendhafter und geistreicher sein, als die Uebrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausrage über das banale Gemeindemaß, diesen treffe der Ostracismus der Gesellschaft; sie verfolge ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verläumdung, daß er sich endlich zurückziehen müsse in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ferner hat Heine sehr treffend einen Einfluß betont, dem A. Kohut ein ganzes Buch widmete, und den wir auch hier nicht achtlos übergehen dürfen. Und das ist

12. Die Liebe für schöne Frauen.

Sehr glaubhaft ist, wenn Heine einmal sagt,

daß ihn unglückliche Liebe zum Dichten gedrängt habe, denn seine Jugendliebe war an Unglück reich genug. Sie war romantisch, wertherisch, und es ist darum seltsam, daß wir bei einem geschlechtlich so stark veranlagten, reizbaren, frühreifen Menschen wie Heine, über die Liebe, zum ersten Mal in einem Brief an Sethe, vom 13. Juli 1816, etwas erwähnt finden. — Das erste Gedicht, das auf ein Mädchen Bezug hat und das zugleich als erstes Gelegenheitsgedicht Interesse bietet, ist das im „Buch der Lieder" aufgenommene Gedicht „An eine Sängerin". Es galt der jungen, an der Düsseldorfer Oper angestellten Caroline Stern, die im Heine'schen Hause viel verkehrte und wohl auch von Heines Mutter unterstützt wurde. In diesem Gedicht wittern schon die Fühlhörner des späteren Heine herum; schon hier findet sich jener vielgetadelte, berühmte, ironische Schluß seiner Gedichte. Die Ritter und Burgen, Wälder und Vögel, Engel und schönen Frauen, — das ist alles Gesang, ist bloß Musik, Legende, Traum.

Aber das Lied ist verklungen, das Publikum klatscht „Bravo" und

„Die Sängerin verneigt sich tief".

Ueberall starkes Auseinanderhalten romantischen Traumlebens und jäher Wirklichkeit.

Für die außerordentliche Sensibilität Heines und die tiefe Empfindung für Schönheit, zeugt folgender amüsanter und zugleich merkwürdiger Vorfall, an dem wir nur deshalb Grund hätten zu zweifeln, weil ihn Maximilian Heine aus dem Munde seines Bruders Heinrich haben will.

Es war feierlicher Schulschluß und Harry deklamirte gerade den Schiller'schen Taucher, als die junge schöne Tochter des Kriegsraths von A., an der Seite ihres Vaters in den Saal trat. Als Heine das schöne, blondlockige Fräulein, „die blühende Rose am blühenden Rhein" sah, stockte seine Deklamation, mit großen Augen blickte er hin auf die schöne Gestalt und wiederholte träumerisch den eben rezitirten Vers:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt," —

Der Lehrer souflirte vergebens dem sinnbetäubten Heine, der trunken auf das schöne Mädchen blickte und schließlich ohnmächtig zusammenbrach. —

Die todte, romantisch verklärte Veronika im Buche le Grand ist nicht, wie man immer noch annimmt, das rothe Sefchen, oder sonst eine Jugendgespielin des Dichters, sondern der verheiratheten und also für ihn todten Cousine Amalia gilt diese Phantasie. „O Gott! einst war die Welt so hübsch, und die Vögel sangen Dein ewiges Lob, und die kleine Veronika sah mich an mit stillen Augen, und wir saßen vor der marmornen Statue, vor dem Schloßplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüstete Schloß, worin es spukt und Nachts eine schwarzseidene Dame ohne Kopf mit langer Schleppe herumwandelt, auf der anderen ist ein hohes weißes Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldenen Rahmen wunderbar glänzten, und in dessen Untergeschossen so viele tausend mächtige

Bücher standen, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Ursula an die großen Fenster hinanhob. Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchsten Leitersprossen, und holte die höchsten Bücher herab, bis ich mich vor nichts mehr, am wenigsten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde so gescheit, daß ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und sogar ihren Namen vergaß". Veronika war sogar noch schön, als sie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umherstanden, warfen ihre Schimmer auf das bleiche, lächelnde Gesichtchen, auf die rothseidenen Röschen und rauschenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war u. s. w."

Wie entzückend und poesiereich ist die Schilderung der kleinen Veronika im XVI. und XVII. Kapitel des Buches le Grand. Heine küßte ihre elfenkleine, lilienweiße Hand: „Zuvörderst muß ich ein-

gestehen: — ich war nicht werth, diese Hand zu küssen. Es war eine schöne Hand, so zart, durchsichtig, glänzend, süß, duftig, sanft, lieblich — wahrhaftig, ich muß nach der Apotheke schicken, und mir für zwölf Groschen Beiwörter kommen lassen." Man muß diese wollustgetränkte, sensitive, sentimentale Poesie selber lesen, um leicht zu ersehen, daß sie keinem Kinde und keiner Phantasiegestalt gelten kann.

Gerade die unglückliche Liebe zu Amalia Heine (nicht Eveline van Geldern, die niemals existirte), der dritten Tochter des reichen Onkels Salomon Heine war es, die ihm so unendliches Weh bereitete, die seiner Harfe so schmerzliche, tiefe, ironische und leidenschaftliche Töne entlockte, die wir in allen seinen Dichtungen wieder antreffen, bald als Molly, bald als Zuleima, Maria, Eveline, Ottilie, Veronika, stets aber als „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", als „blasses, armes, vergessenes Kind!" Es war die einzige, unglückliche Liebe des Dichters, deren Ver-

lauf und Ende Heine in dem resignirt bitteren Gedicht schilderte:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre
Und hat sich mit Dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Rückhaltslos rast Heines Schmerz über diese Liebe auch in einem seltsamen, Tollheit sprudelnden Briefe an seinen Jugendfreund Sethe, vom 27. Oktober 1816. In diesem wichtigen Dokument, das dem Neunzehnjährigen brennendwahnsinnige Liebe

diktirte, offenbart sich schon sonnenklar der ganze spätere Heine.

„Sie liebt mich nicht! Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In dem ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen ins Gesicht sehen, so würde sich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine innere Seele werfen könntest — da würdest Du mich erst recht lieb gewinnen". — „Ich habe sie wieder gesehen —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sei der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schönste Weib.

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudre nur, ich schaudre auch. — Verbrenne den Brief, Gott sei meiner armen Seele gnädig. — Ich

habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht.“ — „Du! Du! Hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet und ganz oben stehe ich und halte sie im Arm! Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seine Blicke zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hier?). Freilich scheint es auch, als ob es sein Verderben wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herlich und lieblich aussieht. — Entfernt von ihr lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual; aber in ihrer Nähe sein und doch ewig lange Wochen nach ihrem allein seligmachenden Anblick oft vergebens schmachten und — und — o! o! o Christian! Da kann auch das frömmste und reinste Gemüth in wilder, wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern“.

Die Leidenschaft, die so in ihm wühlte, zehrte

noch lange an seinem Herzen fort. Nicht weniger litten sein Stolz und sein Selbstgefühl unter der Kälte, mit der ihm Amalia begegnete. Für alle Gedichte, die ihr galten, hatte sie nur Tadel und daß sie seine Liebe gleichgiltig verschmähte, konnte er nie vergessen. Im Sommer 1823, als [illegible] wieder nach Hamburg kam, schreibt er mit noch ungestillter Gluth an Moser: „Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen. Ein arger Wahn kommt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich anders organisirt bin, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht".

Entschieden und nachhaltig wirkte auch

13. Napoleon auf Heine ein, den er immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken sieht auf die vorbeidefilirenden Garden". „Aber wie ward mir erst, als ich ihn

selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! Den Kaiser." Das war am 2. November 1810. „Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose, grüne Uniform und das kleine, welthistorische Hütchen". „Nachlässig, fast hängend saß der Kaiser; die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine sonnig marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und sie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edel

gemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um diese Lippen — und doch wußte man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — Diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, und das ganze heilige römische Reich tanzte u. s. w."

„Denke ich an den großen Kaiser, so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen sitzen singende Nachtigallen, der Wasserfall rauscht u. s. w." —

„Der Kaiser ist todt ... Es steht eine Inschrift auf seinem Leichenstein, aber Klio, mit dem gerechten Griffel schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden.

Britannia! Dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von Dir ab-

zuwaschen die Schande, die der große Todte Dir sterbend vermacht hat". — „Und Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und des Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands . . ." Der Eindruck war so gewaltig, zäh und verharrend, daß des großen Kaisers Bild nie aus seinem Gedächtnisse schwindet. — Es würde zu weit führen, den Einfluß, den Napoleon auf das Gemüth des jungen Dichters ausübte, hier ausführlich zu schildern. Ich verweise daher auf VIII. und IX. Kapitel, wie überhaupt auf den ganzen Inhalt des Buches „le Grand".

Addirt man nun all diese hauptsächlichsten Jugendeinflüsse mit ihren schroffen Gegensätzen und Eigenthümlichkeiten, so erkennt man, daß sich mit nothwendiger Konsequenz Heines Charakter und innerlich zwiespältiges Leben, in dieser

originellen Eigenart, die seine Werke darbietet, offenbaren mußte. —

Aus den bisher angewandten Citaten haben wir gesehen, daß Heine seine eigenen Adjective und seltsamen Verben, seine merkwürdigenWorthäufungen und Charakterisirungen sehr bewußt anwendet. Dafür zeugen am eclatantesten die „Gedanken und Einfälle", in denen Heine abgerissene Ideen, eigenartige Wortbilder, Farbenstriche u. s. w., die er später in seinen Werken zu verwerthen gedachte, aufgezeichnet hat. „Ein lächelnder Gang". „Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist". „Schön gekämmte, frisirte Gedanken". „Ein süßlich zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinen Augen". „Ideen, die mit grünem Leder angezogen sind" etc. Heine weiß überhaupt trefflich mit dem deutschen Wortschatz zu hausen, und mit viel Glück hüllt er sich oft in die Maskerade eines Märtyrers, Bettlers, Gottes, Spötters Hansnarrs ein; dahinter aber steckt ein innerlich

zwiespältiges Herz, das Herz eines Humoristen. Ein geborener Harlekin, hopst er schrill lachend und ausgelassen tobend, überall umher; aber nichts befriedigt ihn, nichts erwärmt und erfreut ihn, als seine eigenen Narreteien und Possen. Er fühlt sich am wohlsten und freiesten in der Maske und da bewahrheitet sich wieder einmal das unsterbliche Wort Nietzsche's, das er mit einem starken Hinweis auf sich selbst gesagt hat: „Alles was tief ist, liebt die Maske".

Auf keinen paßte dies besser, als auf Heine. Daher die oft drolligen, burschikosen Charakteristiken, die oft allzuscharfe Prägnanz eines Ausdruckes oder einer Idee, die wunderbare Bosheit und ätzende Lauge und die einschleichend wehmüthige Resignation. Er zügelt den Gedankenschwall, der ihn durchtost, sehr wohl, aber wenn er ihn zu Papier bringt, wirft er absichtlich in einem Satze alles durcheinander.

Lyrische Gedichte und Wanzen, Humanität und Schmierseife, Bauchweh und Pfaffenthum in einem

Satze nebeneinander zu lesen, wäre bei Heine gar nichts Unerwartetes, Merkwürdiges; das ist eben seine Art, das ist Heine. Z. B.: „Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Kerker, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine", und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist sehr kalt und an einigen Orten so breit, daß Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber sprang. Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen, denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald darauf konsiliirt wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altkluge Aussehen, und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thédansants, Wäscherinnen, Kompendien,

Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Justizräthen, Relegationsräthen, Profaxen und anderen Faxen." „Endlich füllte sich der Balcon des Rathhauses mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeister in seinem berühmten rothen Rock, hielt eine Rede, die sich etwas in die Länge zog, wie Gummi elasticum, oder wie eine gestrickte Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weisen —" Und viele andere Beispiele. Auch die in der modernsten Literatur zur Manie ausgearteten En-gros-Verwendung des „und" stammt entschieden von Heine. Z. B.: „— und ich ergriff die schöne Hand der Freundin und drückte sie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann sprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals furchte sich ernster, und ich setzte mich wieder und ergriff wieder die schöne Hand und küßte sie und erzählte von der kleinen Veronika", oder: „und manche

Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daß man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblasen, und die Fahnen geschwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich selber Vivat rief, hielt ich mich fest an dem alten Kurfürsten. Und das that Noth ..." u. v. a. B. Heine hat auch viel von Saphirs latschiger, kartoffelsüßer Manier; aber sie ist bei Heine reiner, blitzartiger, ätherischer, aufrichtiger, ungesuchter. Er liebt nicht den Pöbel und doch fühlt sich keiner mehr zu ihm hingezogen, keiner fühlt sich molliger in der Hefe des Volkes, wie Heine. Das Interesse selbst am Kleinsten markirt sich überall sehr stark.

„... ich kann alle Menschen gebrauchen, und der Adreßkalender ist eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie bankerott werden, denn meine Gläubiger selbst würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie gesagt, lebe ich wirklich sehr ökonomisch, ver-

dammt ökonomisch. Z. B., während ich dieses schreibe, sitze ich in einer dunklen, betrübten Stube auf der Düsternstraße — aber ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im schönsten Garten sitzen, ebenso gut wie meine Freunde und Lieben, ich brauchte nur meine Schnapsklienten realisiren. Diese Letzteren, Madame, bestehen aus verdorbenen Friseuren, heruntergekommenen Kupplern, Speisewirthen, die selbst Nichts mehr zu essen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wissen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique scandaleuse ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern sich, daß ich solches Volk nicht ein für allemal zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Diese Leute sind meine Blumen. Ich beschreibe sie einst in einem schönen Buche, für dessen Honorar ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen, gelben, blauen und buntgesprenkelten Gesichtern erscheinen sie mir jetzt schon wie Blumen dieses Gartens. Was kümmert es

mich, daß fremde Nasen behaupten, diese Blumen röchen nur nach Kümmel, Tabak, Käse und Laster!"

Heine hat etwas in seiner Schreibweise, das so aussieht, als sei es gar furchtbar leicht nachzuahmen; viele haben es versucht; aber die Geschichte der Literatur hat bewiesen, daß diejenigen, die dies tändelnd thun zu können glaubten, miserable Plapperer, schnellvergessene Nachäffer waren, von Gaudy an bis auf den heutigen Tag. Zwar hat diese tolle Ab- und Nachschreiberei immerhin Einiges Lesenswerthe gezeugt; jedoch für den selbst oberflächlichen Kenner der Heineschen Art ist es immerhin leicht, die heraufgelogene Talmiempfindung der Nachahmer von der echten zu unterscheiden. Einige moderne Decadenceschriftsteller, die so achselzuckend über Heine denken und schreiben, kennen sich selbst zu wenig und Heine noch weniger, sonst würden sie merken, wie tief gerade sie noch in den Fußtapfen des Düsseldorfer Juden stecken. Niemand anderem danken

die Dekadentisten die theilweise flotte, burschikose, romantische Prosa und Dichtung, als ihrem Lehrer Heine. So viel steht fest: die Belletristik, die wir heute als „modern" genießen müssen, haben wir tausend Mal besser, origineller und reiner in Heine. Der modernen Literatur fehlt es an aller Poesie und ihre Vertreter liegen ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publikums zu erspähen, sie in ihrem Interesse auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und schmeichelnd, dürfen sie immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, sie wissen es. Sie geben dem Publikum keine eigenen Impulsionen, sondern sie empfangen sie von demselben, sie ziehen die Livree der Tagesidee an, sie sind ihre Bediente, ihre Kanzleidiener; sie katzenbuckeln, verlangen ihre Trinkgelder — und schimpfen anf Heine. Es ist modern. —

Heines geistiges Leben läßt sich in drei Perioden eintheilen und zwar in:

Die lyrische und beste Periode, die mit den Reisebildern abschließt; ferner in:

Die journalistische Periode, die mit dem Buch über Börne beendet ist, und in

Die religiöse Periode, die durch den „Romanzero" und die „Geständnisse" ausgefüllt wird.

All' die grellen Kontraste, die wir in Heines Charakter erkannt, die seine ganzen Schöpfungen charakterisiren, treten hier von Neuem auf. „Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht; oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nie vernehmen können, weil noch kein Dichter in solcher Lage war", sagte Heine selbst zu seinem Freund Meißner. Es ist wahr — ein neuer unerhört furchtbarer Ton waltet in diesen Nachtstücken. Die Spottdrossel der Liebe ward zur Nachtigall des Todes und ihre sterbenstrunkenen, grabeswollüstigen Lieder schmolzen dahin in den schauerlichsten, entzückendrührendsten Weisen. Wohl haben schon viele Dichter vor Heine die schwarze Nachtseite des Lebens in

ergreifender Weise geschildert, aber es waren bloß Schilderungen, Phantasiestücke, nicht Selbsterlebnisse.

Wir haben oben die letzte Schaffensperiode Heines „religiös" genannt, weil das Religiöse ihr hervorstechendster Zug ist, weil Heine selbst sie so bezeichnet hat; jedoch ist dies nicht immer und durchweg der Fall. Wir hören, — im Gegentheil — immerfort Aufschreie der Qual, der Wuth, der Empörung und Rache; Töne der alten Ironie und des frivolen bekannten Cynismus; Weisen der Entsagung, Ergebung und resignirten Erinnerung, Lieder voll Kraft und Laune, voll Pracht und Genialität.

Mit Absicht halten wir uns so lange bei dieser letzten Periode Heines auf, weil die Schöpfungen dieser, trotz der einschneidendsten Kontraste, in vielen Beziehungen zu den Gedichten seiner Jugend stehen, und diese auffallend gemeinsamen Züge hervorzuheben unsere Pflicht war; um so mehr, da wir ja fortwährend bemüht sind, Heine

aus den Jugendeindrücken heraus psychologisch zu erklären. Wir wissen, daß Heines Popularität vom „Buch der Lieder“ herrührt. Das enthält die ersten Gedichte, mit denen er auftrat und birgt die unschätzbaren Perlen der Heine'schen Muse, entzückt durch die ausgeprägte, vollendete Eigenart und wunderbare Poesie. Das „Buch der Lieder“ trägt nun gleichfalls wie der „Romancero“ das düstere und unheimliche Colorit, enthält Todeslieder und Traumbilder, Seufzer und Sehnsuchten, launige Kraft, frische Farben u. s. w. Wenn aber dort das überschüssige, unbefriedigte Lebensgefühl und eine selbstquälerische Phantasie mit dem Todesgedanken nur spielte, war jetzt seine Seele, war seine geschäftige Phantasie selber die Beute von wilden Fieberträumen und Schauern des ihn umschleichenden Todes geworden. „Wenn es je zweifelhaft gewesen wäre, daß Heine eine wirkliche Dichternatur war, so mußte es in dieser langen Leidenszeit klar werden, in der sein Geist, sobald er sich

nur selbst überlassen war, im Wachen und Träumen, fort und fort dichtete und dichten mußte, mit einer spielenden Fülle der Gestaltungskraft, die unversieglich, mit einer Mannigfaltigkeit des Tones und des Ausdruckes, die nahezu unbegrenzt schien". Ursprünglich und quellenfrisch sprudelt uns all' dies im Liederbuch der Liederbücher, im „Buch der Lieder" eine geheime Zaubersprache murmelnd, entgegen. Auf das „Buch der Lieder" gründet sich Heines Ruhm als Dichter, darum schien es uns in unserer Jetztzeit am Wichtigsten, den Heine klar darzustellen, der jene Lieder gesungen, die für immer und immer ein theurer Schatz des Volkes sein werden. Die journalistische Periode Heines dünkte uns die minderwerthigste, und so blieb, da wir es immer mit dem Dichter zu thun haben, nur das Schaffen der Jugend und das der Matratzengruft. Nie hätten wir aber das vollständige Bild des sterbenden Dichters in prägnanten Umrissen vor Augen gehabt, wenn wir dem erwachenden

nicht in den merkwürdigsten Zügen gefolgt wären. Um das zu verstehen, was in Heine für alle Ewigkeit unsterblich sein wird, — und das ist das „Buch der Lieder" und der „Romancero", — mußten wir seine poetische Existenz aus den vorstehenden Jugendeinflüssen erklären, denn „aus den frühesten Anfängen erklären sich die spätesten Erscheinungen".

Literatur

über

Heinrich Heine.

Berlioz. Mémoires de Berlioz. II. Bd. S. 76 ff.

Betz, Louis P. Heine in Frankreich. 1896.

Bonus, Arthur. Shylok, zur Judenfrage. In „Preuß. Jahrbücher“, 83 Bd., III. Heft. Berlin 1896.

Bölsche, Wilhelm. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse, sr. Werke etc. Leipzig 1888.

Börne, Ludwig. Urtheil über Heinr. Heine. Anhang: Stimmen über Hrch. Heines letztes Buch. Frankfurt a. M. 1840.

— — über de l'Allemagne.

Brandes, Georg. Börne und Heine. Leipzig 1896.

Buchheim, C. A. Life of Heine.

— — bring Selections from his Prosa Works.

Cohn-Abrest, F. A propos des Mémoires de H. Heine.

Dietz, Katharina. Heinrich Heines erste Liebe. (das rothe Sefchen) Roman. Berlin 1870.

Elster, Ernst. Sämmtl. Werke mit Einleitung Leipzig und Wien 1870. 7 Bände.

Embden, Ludwig von. Heinrich Heines Familienleben (Briefe). Hamburg 1892.

Embden-Heine, Maria. Erinnerungen an Heinrich Heine. Hamburg 1881.

Dasselbe italienisch: Fir. 1880.

— — Skizzen über Heinrich Heine. Wien 1882.

Dasselbe italienisch: Roma 1882.

Engel, E. H. Heines Memoiren u. s. w.

Franzos, K. E. Ueber Heines Bild von Johannes, in „Deutsche Dichtung" III. Band, 5. Heft. Berlin 1895.

Goedecke. Deutschlands Dichter von 1813—1843. Hannover 1844.

— — Grundriß zur Geschichte der „Deutschen Dichtung." III.

Graetz, H., Geschichte der Juden. 11. Band, VIII. Kapitel. Leipzig.

Grant, Charles. Ueber Heine in der „Contemporay Review“. September 1880.

Gubitz, F. W. Erlebnisse II.

Gutzkow, Karl. Heinrich Heine. Beitrag zur Gesch. der neuesten Literatur. 1836.

— — Rückblicke auf mein Leben. S. 267 ff.

Heilberg, Emma von. Heines Himmelfahrt. Trier 1857.

Heines, Heinrich, Höllenfahrt. Anonym. Hannover 1856.

Heine, Maxim., (Bruder Heinrichs). Erinnerungen an Heinrich Heine. Berlin 1868.

Hessel, Carl. Dichtungen von Hrch. Heine, ausgewählt und erläutert. Bonn 1887.

Houghtons, Lord. Monographs „Lady Duff“.

Hüffer, Hermann. Aus dem Leben Heinrich Heines. Berlin 1878.

Jaubert, Caroline. Heinrich Heine, Erinnerungen. Paris, Leipzig 1884.

Julia, Henri. In der „Deutschen Revue", Jahrgang 1884. Seite 168 ff. über Heine.

Karpeles, Gustav. Heinrich Heine. Biographische Skizzen. Berlin 1869.

— — Heinrich Heines Biographie. Hamburg 1885.

— — „ „ Autobiographie. Berlin 1888.

— — Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Berlin 1888.

— — Heinrich Heines ges. Werke. Kritische Gesammtausgabe. Berlin 1887.

— — Neue Veröffentlichungen über Heine in „Der Abend". Berlin. 24. III—4. IV u. 11. VIII.

Kaufmann. Heinrich Heines Ahnensaal. Breslau 1896.

Kohut, Adolf. Heinrich Heine und die Frauen. Berlin 1888.

Laube, Heinrich. Erinnerungen.

Liszt, Franz. Ges. Werke II. S. 199 ff.

Maßmann, H. Ferd. Denkmäler der deutschen Sprache und Literatur.

Meißner, Alfred. Charakteristiken, II.
— — Heinrich Heine, Erinnerungen, Hamburg 1856.
— — Geschichte meines Lebens, II. S. 317 ff.
Mels (Cohn). Heines junge Leiden. Schauspiel. Leipzig. (Reclam.)
Menzel, Wolfgang. Denkwürdigkeiten. Bielefeld 1877.
Minkwitz, Johann. Der neuhochdeutsche Parnaß von 1740—1860. Leipzig 1862.
Moser, Moses. Briefe an seinen Freund Heine. Leipzig 1862.
Nietzki, Max. Heine als Dichter und Mensch. Berlin 1895.
Poppenberg, Felix. Heine-Brevier. Berlin 1895.
Prölß, Johann. Das junge Deutschland. Stuttgart 1892.
— — Robert. Heinrich Heine. Stuttgart 1886.
Rahel. Ein Buch des Andenkens.
Reuper, Julius. Sämmtl. Werke mit Biographie. Halle.

Riesser, Gabriel. Börne und die Juden. 1832.

Schiff, Hermann. Heine und der Neuisraelitismus.

Schmidt-Weißenfels, Ed. Heine. Berlin 1857.

Selden, Camilla (Die Mouche). Heinrich Heines letzte Tage. Jena. Vom Französischen: Paris 1884.

Snodgraß, John. Wit, Wisdom, and Pathos of Heine.

Stahr, A. Zwei Monate in Paris.

Steinmann, Friedrich. Heinrich Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse. Prag, Leipzig 1857.

— — Briefe von Heinrich Heine. Amsterdam 1861.

— — Der Froschmäusekrieg wider Heines Dichtungen. Amsterdam 1861.

Stephan, M. J. Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit.

Stigand, W. Life and Opinions of H. Heine.

Strodtmann, Adolph. Heinrich Heines Leben und Werke. II Bde. 2. Aufl. Berlin 1873/74.

Strodtmann, Adolph. Briefe von H. Heine an A. St. Hamburg, Leipzig 1866.

— — Imortellen Heinrich Heines. 2. Auflage. Hamburg 1871.

Taillandier, St. René. Ecrivains et poêtes modernes. Paris 1861.

Tornoiw, W. Rob. Goethe in Heines Werken. Berlin 1883.

Varnhagen von der Enße. Nachlaß.

Vilmar, Aug. Friedr. Gesch. der deutschen Nationalliteratur. 22. Aufl. Leipzig 1886.

Weill, Alex. Souvenirs intimes de Henri Heine. Paris 1883; ins Deutsche übersetzt 1885.

Wolff, Eugen. Briefe von Heinrich Heine an Heinr. Laube. Breslau 1893, in „Urkunden z. Gesch. d. neueren deutschen Literatur.“

Zianitzka, K. Th. Heinrich Heine, der Liederdichter. Roman. Leipzig 1864. 6 Bände.

Druck von Alfred Unger, Berlin C.

Bögl

Poritzky, Jakob E.,

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen Eine psychologische Studie

Berlin 1896